

RACHEL JOYCE



DAS JAHR, DAS
ZWEI SEKUNDEN
BRAUCHTE

ROMAN

 KRÜGER

Kostenlose XXL-Leseprobe aus:

Rachel Joyce

›**Das Jahr, das zwei Sekunden brauchte**‹

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Rachel Joyce

Das Jahr, das
zwei Sekunden
brauchte

Roman

Aus dem Englischen von
Maria Andreas

⊞ | KRÜGER

Prolog

Die hinzugefügte Zeit

1972 wurden der Zeit zwei Sekunden hinzugefügt. Großbritannien beschloss den Beitritt zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, und die New Seekers traten mit *Beg, Steal or Borrow* beim Grand Prix Eurovision de la Chanson an. Die Zusatzsekunden wurden notwendig, weil das Jahr ein Schaltjahr war und die Zeit nicht mehr im Takt mit der Erdbewegung. Den Grand Prix gewannen die New Seekers nicht, was aber nichts mit der Erdbewegung zu tun hatte und erst recht nichts mit den zwei Sekunden.

Dass Zeit einfach so hinzuaddiert wurde, versetzte Byron Hemmings in Angst und Schrecken. Mit seinen elf Jahren hatte er eine blühende Phantasie. Er lag wach, malte sich das Ereignis aus, und sein Herz flatterte wild wie ein Vogel. Er belauerte die Uhren, ob er sie vielleicht dabei ertappte. »Wann machen die das?«, fragte er seine Mutter.

Sie stand an der neuen Frühstückstheke und schnitt Apfelviertel klein. Die Morgensonne schien durch die Glastüren und warf so klare Lichtquadrate auf den Boden, dass Byron sich hineinstellen konnte.

»Wahrscheinlich, wenn wir schlafen«, sagte sie.

»Wenn wir schlafen?« Es stand schlimmer, als er gedacht hatte.

»Oder vielleicht, wenn wir wach sind.«

Da bekam er den Eindruck, dass sie im Grunde keine Ahnung hatte. »Zwei Sekunden sind doch gar nichts«, sagte sie lächelnd. »Bitte trink dein Sunquick aus.« Ihre Augen waren fröhlich, ihr Rock gebügelt, ihr Haar in Form geföhnt.

Byron hatte von den Extrasekunden durch seinen Freund erfahren, James Lowe. James war der klügste Junge, den Byron kannte, er las jeden Tag die *Times*. Das Einschleusen zweier Sekunden sei extrem aufregend, meinte James. Erst war der Mensch zum Mond geflogen. Jetzt griff er in die Zeit ein. Aber wie konnten zwei Sekunden plötzlich existieren, wo sie vorher nicht existiert hatten? Da fügte man doch etwas hinzu, was es gar nicht gab. Das war doch nicht geheuer. Wenn Byron darauf hinwies, lächelte James nur – das sei eben der Fortschritt.

Byron schrieb vier Briefe, einen an den Abgeordneten ihres Wahlkreises, einen an die NASA, einen weiteren an die Herausgeber des Guinness Buch der Rekorde und einen letzten an Mr Roy Castle, der auf BBC eine Kindersendung moderierte. Byron gab die Briefe seiner Mutter, damit sie sie zur Post brachte, und schärfte ihr ein, wie wichtig sie seien.

Er bekam ein Foto von Roy Castle mit Autogramm zugeschickt und eine durchgehend illustrierte Broschüre über die Mondlandung der Apollo 15, aber auf die zwei Sekunden ging niemand ein.

Innerhalb von Monaten hatte sich alles verändert. Früher hatte Byrons Mutter alle Uhren im Haus mit peinlicher Sorgfalt aufgezogen, jetzt ging jede anders. Die Kinder schliefen, wann sie müde waren, und aßen, wann sie hungrig waren; so konnten ganze Tage vergehen, einer gesichtslos wie der andere. Wenn also in ein Jahr, in dem sich eine Katastrophe ereignet hatte, zwei Sekunden eingefügt worden waren, wäh-

rend das *Herausnehmen* zweier Sekunden diese Katastrophe womöglich verhindert hätte – war die Entscheidung für den Zeiteinschub dann nicht grundfalsch? War sie nicht ein noch schlimmeres Vergehen?

»Es war nicht deine Schuld«, wiederholte Byron immer wieder. Im Spätsommer war seine Mutter oft am Teich zu finden, unten in der Wiese. Das Frühstück wurde jetzt von Byron gemacht, vielleicht ein Schmelzkäsedreieck aus der Folie, zwischen zwei Brotscheiben gequetscht. Seine Mutter saß auf einem Stuhl, klirrte mit den Eiswürfeln in ihrem Glas und rupfte von Grasrispen die Samen ab. In der Ferne leuchtete die Heide unter einem Lichtschleier, zartgelb wie Zitronensorbet; die Wiese war mit Blumen durchwebt. »Hast du gehört?«, wiederholte er dann, weil sie gern vergaß, dass sie nicht allein war. »Es war nur, weil sie Zeit dazugefügt haben. Es war ein Unfall.«

Dann hob sie das Kinn und lächelte. »Du bist ein lieber Junge. Danke.«

Und das alles, die ganze Geschichte, nur wegen eines kleinen Stolperers in der Zeit. Die Schockwellen waren Jahre um Jahre zu spüren. Von den beiden Jungen, James und Byron, konnte nur einer den Kurs halten. Manchmal schaute Byron in den Himmel über der Heide, in dem solche Unmengen Sterne schillerten, dass die Dunkelheit lebendig schien, und dann bekam er eine solche Sehnsucht, dass es wehtat. Er sehnte sich danach, diese zwei Extrasekunden auszulöschen. Sehnte die Unantastbarkeit der Zeit zurück – sie sollte wieder sein, wie es sich gehörte.

Wenn James es ihm nur nie erzählt hätte.

Erster Teil
Drinnen

1

Etwas Schlimmes

James Lowe und Byron Hemmings besuchten die Winston House School, weil sie eine Privatschule war. Es gab noch eine andere Grundschule, die näher lag, aber die war nicht privat, sondern für alle. Die Kinder, die dort hingingen, kamen aus den Sozialwohnungen an der Digby Road. Sie schnippten vom Oberdeck des Busses Orangenschalen und Zigarettenstummel auf die Mützen der Winston-House-Jungen herunter. Die fuhren nicht mit dem Bus zur Schule. Sie wurden von ihren Müttern im Auto hingbracht, weil sie es so weit hatten.

Die Zukunft war für die Winston-House-Jungen bereits abgesteckt – eine Geschichte mit einem Anfang, einer Mitte und einem Ende. Im nächsten Jahr würden sie die Aufnahmeprüfung für die höhere Schule machen. Die Besten würden ein Stipendium bekommen und mit dreizehn ins Internat wechseln. Sie würden sich den richtigen Akzent aneignen, die richtigen Dinge lernen und die richtigen Kontakte knüpfen. Danach käme Oxford oder Cambridge. James' Eltern dachten an das St. Peter's College in Oxford, Byrons Eltern an Oriel, ebenfalls in Oxford. Im Anschluss würden die Jungen wie ihre Väter Karriere machen, als Juristen, als Banker, in der Kirche oder beim Militär. Eines Tages würden sie eine Stadtwohnung in London und ein großes Haus auf dem Land besitzen, wo

sie die Wochenenden mit ihren Frauen und Kindern verbringen würden.

Es war Anfang Juni 1972. Ein Streifen Morgensonne rutschte unter Byrons blauen Vorhängen durch und beleuchtete seine säuberlich geordneten Besitztümer: seine *Look and Learn*-Jahrbücher, sein Briefmarkenalbum, seine Taschenlampe, seinen neuen Abrakadabra-Zauberkasten und den Chemiebaukasten mit eigenem Vergrößerungsglas, den er zu Weihnachten bekommen hatte. Seine Schuluniform, von seiner Mutter am Abend zuvor gewaschen und gebügelt, lag über dem Stuhl wie ein flachgepresster Junge. Byron kontrollierte sowohl seine Armbanduhr als auch seinen Wecker. Die Sekundenzeiger rückten gleichmäßig voran. Er überquerte leise den Gang, schob vorsichtig die Tür zum Zimmer seiner Mutter auf und nahm seinen Platz auf der Bettkante ein.

Sie lag ganz ruhig da. Die Goldrösche ihres Haars war über das Kopfkissen gebreitet, ihr Gesicht bebte bei jedem Atemzug, als wäre sie aus Wasser. Durch die Haut schimmerten violett die Adern. Byron hatte weiche, pummelige Hände wie Pflirsichfleisch, bei James dagegen zeichneten sich schon die Adern ab, feine, erhabene Linien, die von den Fingerknöcheln aufwärts liefen und eines Tages wie bei einem Mann hervortreten würden.

Um halb sieben setzte der Wecker der Stille ein Ende, und seine Mutter schlug sofort die Augen auf, ein blauer Glanz.

»Hallo, Schatz.«

»Ich mache mir Sorgen«, sagte Byron.

»Doch nicht schon wieder wegen der Zeit?« Sie griff nach ihrem Glas und ihrer Tablette und trank einen Schluck Wasser.

»Und wenn sie heute die Extrasekunden dazutun?«

»Macht James sich auch solche Sorgen?«

»Er hat es anscheinend vergessen.«

Sie wischte sich über den Mund, er sah sie lächeln. Zwei Grübchen bohrten winzige Löcher in ihre Wangen. »Wir haben das alles doch schon besprochen. Zig Mal. Wenn sie die Sekunden zufügen, wird es vorher in der *Times* angekündigt. Und im Fernsehen kommt auch was darüber, in *Nationwide*.«

»Das macht mir Kopfschmerzen«, sagte er.

»Wenn es geschieht, wirst du nichts davon mitkriegen. Zwei Sekunden sind doch gar nichts.«

Byron spürte, wie sein Blut in Wallung geriet. Er wollte schon aufstehen, setzte sich dann aber wieder. »Zwei Sekunden machen einen gewaltigen Unterschied aus, das ist anscheinend niemandem klar. In zwei Sekunden kann viel passieren, was sonst nicht passiert wäre. Ein einziger Schritt zu weit, und man stürzt eine Klippe hinunter. Das ist sehr gefährlich.« Seine Worte sprudelten hervor wie ein Sturzbach.

Sie kniff das Gesicht zusammen, wie sie es sonst beim Kopfrechnen immer machte, und sah ihn an. »Wir müssen jetzt wirklich aufstehen.«

Sie zog die Vorhänge im Erkerfenster auf und starrte hinaus. Sommernebel floss von Cranham Moor herein, so dick, dass er die Hügel hinter dem Garten wegzuspülen drohte. Sie sah auf ihre Armbanduhr.

»Vierundzwanzig Minuten vor sieben«, sagte sie, als informiere sie die Uhr über die korrekte Zeit. Sie nahm ihren rosa Morgenmantel vom Haken und ging Lucy wecken.

Wenn Byron sich ein Bild machen wollte, wie es im Kopf seiner Mutter aussah, stellte er sich eine Reihe intarsienverzierter Miniaturschubladen vor, mit so winzigen Griffen aus Edelsteinen, dass er Mühe hätte, sie mit seinen Fingern aufzuziehen. Die anderen Mütter waren ganz anders als sie. Sie

trugen Häkelpullunder und Lagenröcke, manche sogar die neuen Schuhe mit Keilabsätzen. Byrons Vater sah seine Frau lieber förmlicher gekleidet. Neben Diana mit ihren schmalen Bleistiftröcken und Pfennigabsätzen, der farblich passenden Handtasche und ihrem Notizbuch wirkten andere Frauen überproportioniert, ihre Kleidung unter Niveau. Andrea Lowe, die Mutter von James, ragte neben ihr auf wie eine dunkelhaarige Riesin. Dianas Notizbuch enthielt Artikel, die sie aus Frauenzeitschriften wie *Good Housekeeping* und *Family Circle* ausgeschnitten hatte. Sie notierte Geburtstage, die sie nicht vergessen durfte, wichtige Schultermine, aber auch Rezepte, Handarbeitsanleitungen, Gartenideen, Frisiertipps und Worte, die neu für sie waren. Die Kladde quoll über von Verbesserungsvorschlägen: »22 neue Frisuren, damit Sie diesen Sommer noch hübscher sind.« – »Geschenke aus Seidenpapier für jeden Anlass.« – »Kochen mit Innereien.« – »BRAUCHEN niemals ohne ›ZU‹ gebrauchen!«

»*Elle est la plus belle mère*«, sagte James manchmal. Dann errötete er und verstummte, wie in die Betrachtung von etwas Heiligem versunken.

Byron zog sich die kurze graue Hose und die Sommerjacke an. Die Knöpfe an seinem Hemd spannten, obwohl es fast neu war. Er sicherte den Sitz seiner Socken mit selbstgemachten Sockenhaltern und lief nach unten. Die getäfelten Wände schimmerten dunkel wie Kastanien.

»Ich rede mit niemandem als mit dir, Darling«, sagte seine Mutter mit dem ihr eigenen Singsang.

Sie stand an ihrem Telefonschrank kurz vor der Eingangshalle, fertig angezogen. Neben ihr wartete Lucy, dass sie Bänder in die Zöpfe gebunden bekam. Es roch intensiv nach Vim und Möbelpolitur, was für Byron genauso beruhigend duftete wie frische Luft. Als er vorbeiging, küsste seine Mutter

ihre Fingerspitzen und drückte sie auf seine Stirn. Sie war nur wenig größer als er.

»Es sind nur die Kinder hier und ich«, sagte sie in den Hörer. Die Fenster hinter ihr zeigten ein mattes Weiß.

In der Küche setzte sich Byron an die Frühstückstheke und faltete eine saubere Serviette auseinander. Seine Mutter telefonierte mit seinem Vater. Er rief jeden Morgen um dieselbe Zeit an, und jeden Morgen versicherte sie ihm, sie höre ihm zu.

»Ach, heute mache ich wieder das Übliche. Das Haus in Ordnung bringen, Unkraut jäten. Nach dem Wochenende saubermachen. Es soll heiß werden.«

Entlassen aus den mütterlichen Händen, hüpfte Lucy in die Küche und stemmte sich auf ihren Hocker hoch. Sie kippte die Schachtel Zuckersterne über ihr Peter-Rabbit-Schälchen. »Vorsicht«, sagte Byron, als sie nach dem blauen Krug griff. Er sah zu, wie der Milchstrahl ziemlich von ungefähr auf ihre Getreideflocken spritzte. »Pass auf, dass du nichts verschüttest, Lucy.« Das war höflich ausgedrückt – sie hatte schon etwas verschüttet.

»Ich weiß schon, was ich tue, Byron. Ich brauche keine Hilfe«, erwiderte Lucy. Jedes Wort klang wie ein gezielter kleiner Luftangriff. Sie stellte den Krug wieder auf den Tisch, ein Ungetüm in ihren Händen. Dann baute sie um ihr Schälchen eine dichte Mauer von Müslischachteln. Er konnte nur noch ihren strohblonden Scheitel sehen.

Aus der Diele kam die Stimme seiner Mutter. »Ja, Seymour. Sie steht poliert in der Garage.« Er nahm an, sie redeten von dem neuen Jaguar.

»Könnte ich bitte die Zuckersterne haben, Lucy?«

»Du darfst keine Zuckersterne. Du musst deinen Obstsalat und dein gesundes Alpenmüsli essen.«

»Ich würde nur gern lesen, was auf dem Paket steht. Ich möchte mir Sooty den Bären anschauen.«

»Ich lese selber gerade, was auf den Paketen steht.«

»Du brauchst sie doch nicht alle auf einmal«, sagte er sanft.
»Und außerdem kannst du noch gar nicht lesen, Lucy.«

»Alles ist bestens«, trällerte seine Mutter aus der Diele. Ihr Lachen war wie ein Flügelflattern.

Byron spürte in seinem Magen einen heißen Knoten. Er versuchte, sich eine der Schachteln zu nehmen, nur eine, bevor Lucy ihn daran hindern konnte, aber ihre Hand flog hoch, als er die Schachtel wegzog. Dabei schlitterte der Milchkrug zur Seite, es klirrte laut, und der neue Boden war plötzlich eine Brühe aus weißer Milch und blauen Porzellansplittern. Die Kinder starrten entsetzt. Es war fast Zeit zum Zähneputzen.

Im Nu war Diana in der Küche. »Keine Bewegung!«, rief sie. Sie streckte den Kindern die Handflächen entgegen, als hielt sie den Verkehr auf. »Ihr könntet euch verletzen!« Byron saß so reglos, dass ihm der Hals steif wurde. Diana balancierte mit ausgestreckten Armen und gespreizten Fingern auf Zehenspitzen zum Putzschrank hinüber; der Boden unter ihr schmatzte und knackte.

»Das war deine Schuld, Byron«, sagte Lucy.

Diana eilte mit Mopp und Eimer, Schaufel und Besen zurück. Sie drehte den Mopp in Seifenwasser aus und zog ihn durch die Milchpfütze. Mit einem Blick auf die Uhr kehrte sie die Scherben auf eine trockene Stelle und von dort auf die Schaufel. Die letzten Splitter schob sie mit den Fingern zusammen und kippte alles in den Mülleimer. »Fertig«, sagte sie munter. Da fiel ihr Blick auf ihre linke Handfläche, auf die Streifen, aus denen es purpurrot hervorquoll.

»Jetzt blutest du auch noch«, sagte Lucy, die auf körperliche

Verletzungen mit Entsetzen, aber auch mit einer lustvollen Faszination reagierte.

»Ach, das ist doch nichts«, trällerte ihre Mutter, aber das Blut rann ihr das Handgelenk herunter und hatte trotz Schürze schon mehrere Flecken auf den Rocksaum gemacht. »Keine Bewegung!«, rief sie noch einmal, machte auf dem Absatz kehrt und rannte hinaus.

»Wir kommen zu spät«, sagte Lucy.

»Wir kommen nie zu spät«, widersprach Byron. Das war einer der Grundsätze ihres Vaters. Ein Engländer hatte immer pünktlich zu sein.

Diana tauchte umgezogen wieder auf. Sie trug jetzt ein pfefferminzgrünes Kleid mit einer passenden Lambswool-Strickjacke und hatte sich die Lippen erdbeerrot geschminkt. Die Hand war verbunden und sah aus wie eine kleine Pfote.

»Warum sitzt ihr immer noch hier?«, rief sie.

»Du hast gesagt, wir sollen uns nicht bewegen«, sagte Lucy.

Klack, klack, hallten Dianas Absätze über den Gang; die Kinder liefen ihr hinterher. Die Blazer und die Schulfützen hingen an den Garderobenhaken, darunter standen die Schulschuhe. Diana lud sich die Schultaschen und Sportbeutel auf die Arme.

»Kommt schon«, rief sie.

»Aber wir haben uns noch gar nicht die Zähne geputzt.«

Ihre Mutter antwortete nicht. Sie zog mit einem Schwung die Haustür auf und lief in den Nebel hinein. Byron musste rennen, um sie nicht aus den Augen zu verlieren.

Da stand sie, eine zarte Gestalt an der Garagentür. Sie sah auf die Uhr und hielt dazu das linke Handgelenk mit dem rechten Daumen und Zeigefinger hoch, als wäre die Zeit eine kleine Zelle, die sie durch ein Mikroskop betrachtete.

»Wir kommen noch rechtzeitig«, sagte sie. »Wenn wir uns beeilen, holen wir die Verspätung wieder auf.«

Cranham House war um die Jahrhundertwende erbaut worden, aus einem blassen Stein, der in der Hochsommersonne knochenweiß und an einem Wintermorgen fleischig rosa leuchtete. Es gab hier kein Dorf. Es gab nur das Haus, den Garten und dahinter die Heide mit ihren Hügelketten. Das Haus kehrte der gewaltigen Masse aus Wind, Himmel und Erde, die sich hinter ihm auftürmte, trotzig den Rücken zu. Deshalb hatte Byron immer den Eindruck, es stünde lieber anderswo, in den flachen Fluren einer englischen Parklandschaft zum Beispiel, oder an den sanften Hängen eines Flusses. Die Privatsphäre sei der Vorteil der Lage, sagte sein Vater. Eine Aussage, die James als Understatement bezeichnete. Zum nächsten Nachbarn musste man mindestens fünf Kilometer fahren. Zwischen den Gärten und den ersten Hügelausläufern lag eine Wiese mit einem großen Teich und dahinter einer Reihe von Eschen. Vor einem Jahr war das Wasser eingezäunt, den Kindern das Spielen dort verboten worden.

Auf der Auffahrt spritzte der Kies unter den Rädern des Jaguars. Der Nebel lag wie eine Kapuze über Byrons Augen. Er stahl selbst den Dingen in nächster Nähe die Farben und Konturen. Der obere Rasen, die Staudenrabatten und Rosenpergolen, die Obstbäume, die Buchenhecken, das Gemüsebeet, die Beete mit den Setzlingen, das Lattentor – alles war weg. Der Wagen bog nach links und bahnte sich seinen Weg zu den Hügelkuppen. Niemand sprach. Byrons Mutter beugte sich angestrengt über das Lenkrad nach vorn.

Oben auf Hochebene war die Sicht noch schlechter. Die Heide erstreckte sich über fünfzehn Kilometer in alle Richtungen, doch an diesem Vormittag konnte man zwischen Hügeln und Himmel nicht mehr unterscheiden. Die Löcher, die die Scheinwerfer in die weiße Decke bohrten, waren nicht sehr tief. Gelegentlich nahm eine durchnässte Gruppe von

Vieh oder ein überstehender Ast Gestalt an, und Byrons Herz machte einen Satz, wenn seine Mutter zum Überholen ausbog. Byron hatte James einmal erzählt, dass die Bäume auf der Hochebene so gruselig aussahen, dass sie Gespenster sein könnten. James hatte die Stirn gerunzelt. Das sei wie Lyrik, hatte James gesagt, aber nicht echt, genauso wenig wie es echt war, wenn im Fernsehen ein Spürhund reden konnte. Sie fuhren an den Eisentoren von Besley Hill vorbei, wo die Verrückten wohnten. Als die Räder des Jaguars über den Weiderost ratterten, seufzte Byron erleichtert auf. Sie näherten sich der Stadt, bogen um eine Kurve, und Diana bremste scharf.

»Nein!«, sagte er und setzte sich auf. »Was ist denn da los?«

»Keine Ahnung. Ein Stau.« Das war das Letzte, was sie jetzt brauchten.

Seine Mutter hob die Finger zu den Zähnen und riss von einem Fingernagel einen Streifen ab.

»Kommt das vom Nebel?«

Wieder: »Ich weiß es nicht.« Sie zog die Handbremse an.

»Ich glaube, die Sonne ist irgendwo da oben«, sagte er munter. »Die brennt das schnell wieder weg.«

Autos blockierten die Straße, soweit das Auge reichte, bis in den Nebelschleier hinein. Links kündigte das düstere Wrack eines ausgebrannten Fahrzeugs die Einfahrt zur Siedlung an der Digby Road an. Diese Straße fuhren sie nie. Er sah, wie seine Mutter einen kurzen Blick hinüberwarf.

»Wir kommen zu spät«, heulte Lucy.

Da tat seine Mutter etwas völlig Unerwartetes. Sie löste mit einem Knacken die Handbremse, legte den ersten Gang ein, dass das Getriebe knirschte, schlug das Steuer mit einem Ruck nach links ein und gab Gas, ohne vor dem Ausscheren in den Spiegel zu blicken und zu blinken. Sie hielten direkt auf die Digby Road zu.

Den Kindern verschlug es zunächst einmal vor Verblüffung die Sprache. Sie fuhr an der ausgebrannten Karosserie vorbei. Die Fensterscheiben waren eingeschlagen, die Räder, die Türen und der Motor waren abmontiert, so dass das Wrack aussah wie ein verkohltes Skelett. Byron summte leise, denn an so etwas wollte er nicht denken.

»Vater sagt, wir dürfen nie da langfahren«, sagte Lucy. Sie schlug sich die Hände vors Gesicht.

»Das ist eine Abkürzung durch die Siedlung«, sagte ihre Mutter. »Ich bin hier schon gefahren.« Sie beschleunigte sachte.

Es war keine Zeit, über diese Äußerung nachzudenken – dass sie trotz Vaters Verbot schon hier langgefahren war. Die Digby Road war noch schlimmer, als Byron es sich vorgestellt hatte. An manchen Stellen war sie nicht einmal asphaltiert. In dem Nebel setzten sich die Häuserreihen trist und unterschiedslos fort, bis sie zu zerfallen schienen. Müll verstopfte den Rinnstein, da lagen Schutt, Tüten, Decken, Schachteln – Einzelheiten waren schwer zu erkennen. Gelegentlich tauchten Wäscheleinen auf, an denen ausgebleichene Bettwäsche und Kleidung hingen.

»Ich schau nicht hin«, sagte Lucy und rutschte tief in den Sitz, um sich zu verstecken.

Byron hielt Ausschau nach etwas, was ihn nicht beunruhigte. Was er wiedererkannte, was ihm auch in der Digby Road ein gutes Gefühl geben könnte. Er machte sich zu viele Sorgen, das hatte ihm seine Mutter schon oft gesagt. Und dann fand er es plötzlich. Etwas Schönes: ein Baum, der durch den Nebel leuchtete. Weit streckte er die geschwungenen Äste aus, die mit Girlanden aus kaugummirosa Blüten geschmückt schienen, obwohl die Obstblüte am Cranham House längst vorbei war. Eine Welle der Erleichterung schwappte über Byron, als hätte

er ein kleines Wunder erlebt oder eine gute Tat; zumindest in diesem Moment hätte er an beides geglaubt. Unter dem Baum kam eine Gestalt hervor. Sie war klein, wie ein Kind. Sie sauste auf die Straße zu, auf Rädern. Sie saß auf einem roten Fahrrad.

»Wie viel Uhr haben wir jetzt?«, fragte Lucy. »Sind wir zu spät dran?«

Byron warf einen Blick auf seine Armbanduhr und erstarrte. Der Sekundenzeiger bewegte sich rückwärts. Erst als ihm seine eigene Stimme in die Kehle schnitt, merkte er, dass er schrie.

»Mummy, es passiert gerade! Halt an!« Er packte sie an der Schulter. Zerrte heftig daran.

Er begriff nicht, was als Nächstes geschah. Es ging so schnell. Während er versuchte, seine Uhr oder vielmehr den verstellten Zeiger seiner Mutter vors Gesicht zu halten, nahm er gleichzeitig den Wunderbaum und das kleine Mädchen wahr, das auf die Straße zuradelte. Sie gehörten alle zum selben Geschehen, schossen aus dem Nichts hervor, aus dem dichten Nebel, aus der Zeit. Der Jaguar schlingerte, und Byron schlug mit den Händen gegen das Armaturenbrett, um sich abzustemmen. Als der Wagen mit einem heftigen Ruck zum Stehen kam, gab es ein Geräusch wie ein metallisches Flüstern, dann war alles still.

In den nun folgenden Taktschlägen, die kürzer waren als Sekunden, kürzer sogar als ein Flimmern, und in denen Byron am Straßenrand nach dem Kind suchte und es nicht entdecken konnte, wurde ihm klar, dass etwas Schlimmes passiert war. Dass das Leben nie mehr sein würde wie zuvor. Er wusste es, noch bevor er die Worte dafür fand.

Über den Hügeln gleißte eine Scheibe aus blendend weißem Licht. Byron hatte recht gehabt mit der Sonne. Sie würde sich jeden Moment durch den Nebel brennen.

2
Jim

Jim wohnt in einem Camper, am Rand der neuen Siedlung. Jeden Tag läuft er bei Morgengrauen über die Heide und jeden Abend wieder zurück. Er hat einen Job im frisch renovierten Café des Supermarkts. Es gibt jetzt einen Wi-Fi-Zugang, und man kann sein Handy aufladen, aber Jim nützt weder das eine noch das andere. Als er vor sechs Monaten hier anfang, arbeitete er bei den Heißgetränken, aber nachdem er Cappuccinos mit Himbeerschaum und Schokoraspeln garniert hatte, wurde er an die Tische verbannt. Wenn er diese Arbeit nun auch noch vermässelt, bleibt ihm nichts mehr. Nicht einmal Besley Hill.

Der schwarze Himmel ist von Faserwolken durchzogen wie von Silberhaar, die Luft so kalt, dass sie ihm die Haut aufraut. Der Boden unter seinen Füßen ist beinhart gefroren, und unter seinen Stiefeln knirschen die spröden Grasstummel. Er sieht schon den Neonschein von Cranham Village; dahinter kriechen in der Ferne Scheinwerfer über die Heide, eine Halskette aus winzigen, wandernden Lichtern in Rot und Silber, durchs Dunkel gefädelt.

Als Jugendlicher war er dort oben aufgegriffen worden, nur mit Unterhose und Schuhen bekleidet. Er hatte seine Kleider den Bäumen geschenkt, hatte tagelang im Freien geschlafen.

Er wurde sofort in die Psychiatrie eingeliefert. »Hallo, Jim«, sagte der Arzt, als wären sie alte Freunde, als hätte Jim wie er einen Anzug an und eine Krawatte. »Hallo, Herr Doktor«, hatte Jim gesagt, um zu zeigen, dass er ein umgänglicher Mensch war. Der Arzt hatte Elektrokonvulsionstherapie verordnet. Die hatte bei Jim ein Stottern ausgelöst und später ein Kribbeln in den Fingern, das er jetzt noch spürt.

So ist es eben mit dem Schmerz; das weiß er. Was ihm da zugestoßen ist, hat sich in seinem Gehirn mit anderem vermengt, hat sich verwandelt, ist nicht mehr nur der Schmerz eines bestimmten Moments, sondern ein anderer Schmerz aus vielen Schichten, der die Ereignisse vor über vierzig Jahren einschließt und alles, was er verloren hat.

Er folgt der Straße zur Siedlung. Ein Schild heißt die Besucher von Cranham Village willkommen und bittet sie, vorsichtig zu fahren. Vor kurzem wurde das Schild beschmiert, wie auch das Bushäuschen und die Schaukeln für die Kinder; jetzt heißt es *Welcome to Crapham* – Willkommen im Scheißkaff. Zum Glück gehört Cranham zu den Orten, in die man nur hineingerät, wenn das Navi einen Fehler macht. Jim wischt über das Schild, weil es ihn kränkt, den Namen so herabgewürdigt zu sehen, aber das »n« kommt nicht wieder hervor.

Die neuen Häuser stehen dicht an dicht wie Zähne. Jedes hat einen Vorgarten, nicht größer als ein Parkplatz, und vor dem Fenster einen Blumenkasten aus Kunststoff, in dem nichts wächst. Letztes Wochenende haben viele Bewohner ihre Regenerinnen mit weihnachtlichen Lichtgirlanden geschmückt, und Jim bleibt stehen, um sie zu bewundern. Ihm gefallen vor allem die mit den blinkenden Eiszapfen. Auf einem der Dächer scheint ein aufblasbarer Weihnachtsmann die Satellitenschüssel zu demontieren. Er sieht wohl eher

nicht aus wie jemand, den man gern durch den Kamin zu Besuch bekäme. Jim geht an dem lehmigen Rechteck vorbei, das die Anwohner den Dorfanger nennen, an dem eingezäunten Wassergraben in der Mitte. Er hebt ein paar leere Bierdosen auf und trägt sie zum Abfalleimer.

Als er in die Sackgasse einbiegt, sieht er das Haus an, das die ausländischen Studenten gemietet haben, und das andere Haus, wo jeden Tag ein alter Mann am Fenster sitzt. Er geht an dem Gartentor mit dem Schild *Vorsicht, bissiger Hund* vorbei und an dem Garten mit der Wäsche, die nie abgehängt wird. Niemand schaut heraus, sonst hätte er gewinkt. Vorn schimmert sein Wohnmobil milchfahl im Mondlicht.

Zwei Jungs flitzen auf einem Fahrrad an ihm vorbei, aufgereggt kreischend, einer auf dem Sattel, der andere auf dem Lenker balancierend. Er ruft, V-Vorsicht, aber sie hören ihn nicht.

Wie bin ich hier gelandet?, fragt sich Jim. Auch wir waren einmal zwei.

Der Wind weht und schweigt.

3 Glücksbringer

Als James zum ersten Mal mit Byron über den Zeiteinschub sprach, erwähnte er ihn nur als einen interessanten Sachverhalt unter vielen. Die beiden Jungen saßen in der Mittagspause gern vor der Kapelle, während die anderen auf dem Sportplatz herumrannten. Sie verglichen ihre Sammelkarten aus den Brooke-Bond-Teepackungen – beide sammelten gerade die Reihe »Geschichte der Luftfahrt« –, und James erzählte Byron Dinge aus der Zeitung. Er habe den Artikel – übrigens kein Leitartikel, erklärte er – schnell lesen müssen, weil sein gekochtes Ei fertig war, aber Kern des Ganzen sei gewesen, dass die Zeitaufzeichnung wegen des Schaltjahrs nicht mehr mit der natürlichen Erdbewegung übereinstimme. Um das zu ändern, müssten die Wissenschaftler Dinge wie die Ausdehnung der Erdkruste näher untersuchen, sagte er verständig, und auch die Unregelmäßigkeiten in der Erdachsenrotation. Byron fiel das Gesicht herunter. Die Vorstellung jagte ihm Entsetzen ein. James fand das alles sehr aufregend, ging dann aber zu einem anderen Thema über. In Byron jedoch fraß sich der Gedanke, dass an der natürlichen Ordnung der Dinge herumgepfuscht würde, immer weiter fest. Die Zeit war es doch, die die Welt zusammenhielt. Sie sorgte dafür, dass das Leben verlief, wie es sollte.

Anders als James war Byron von massiver Statur. Die beiden bildeten ein seltsames Paar. James war blass und schwächig, die Haare hingen ihm in die Augen, er kaute auf den Lippen herum, wenn er über etwas nachdachte; Byron dagegen saß groß und schwerfällig neben ihm und wartete, bis James zum Ende kam. Manchmal zwickte sich Byron in die Röllchen an seinem Bauch und fragte seine Mutter, warum James nicht auch welche hatte. Dann antwortete sie, natürlich habe James auch welche, aber Byron wusste, dass sie nur nett zu ihm war. Mit seiner Leibesfülle sprengte er häufig Knöpfe und Nähte. Sein Vater sagte es rundheraus: Byron sei übergewichtig, träge. Dann erwiderte seine Mutter, das sei doch nur Babyspeck, da gäbe es einen großen Unterschied. Sie redeten, als wäre Byron gar nicht da, was ihm seltsam vorkam, wo es doch darum ging, dass zu viel von ihm da war.

Während der ersten Herzschräge nach dem Unfall hatte er plötzlich das Gefühl, er bestünde aus Nichts. Er fragte sich, ob er verletzt war. Er saß da und wartete, dass seine Mutter merkte, was sie angerichtet hatte, wartete, dass sie zu schreien anfing und aus dem Auto sprang, aber nichts geschah. Er saß da und wartete, dass das kleine Mädchen zu schreien anfing oder aufstand und von der Straße lief, doch das geschah genauso wenig. Seine Mutter blieb reglos hinter dem Steuer sitzen, und das kleine Mädchen blieb reglos unter seinem roten Fahrrad liegen. Dann kamen die Dinge plötzlich, wie mit einem Fingerschnippen, wieder in Bewegung. Seine Mutter blickte über die rechte Schulter und schob den Rückspiegel zurecht; Lucy fragte, warum sie stehen geblieben seien. Nur das kleine Mädchen bewegte sich nicht.

Byrons Mutter ließ den Motor an und legte die Hände exakt, wie sein Vater es ihr beigebracht hatte, auf das Steuer. Sie setzte zurück, um den Wagen wieder in Fahrtrichtung auf

die Straße zu bringen, und legte den ersten Gang ein. Byron konnte es nicht fassen, dass sie einfach davonfuhr, dass sie das kleine Mädchen dort liegen ließen, wo sie es angefahren hatten, und dann wurde ihm klar, dass seine Mutter nichts davon wusste. Sie hatte, was passiert war, nicht mitbekommen. Das Herz schlug ihm bis zum Hals, dass es schmerzte.

»Fahr doch! Fahr!«, rief er.

Seine Mutter biss sich als Zeichen von Konzentration auf die Lippe und gab Gas. Sie korrigierte noch einmal den Rückspiegel, rückte ihn ein bisschen weiter nach links, ein bisschen weiter nach rechts ...

»Schneller!«, rief er. Sie mussten verschwinden, bevor jemand sie sah.

Zügig fuhren sie die Digby Road hinunter. Byron drehte sich ständig von links nach rechts und reckte den Hals, um aus der Rückscheibe zu sehen. Wenn sie sich nicht beeilten, wäre der Nebel weg. Sie bogen in die Hauptstraße ein und fuhren am neuen Wimpy's vorbei. Die Kinder aus der Digby Road standen in schemenhaften Schlangen an der Bushaltestelle. Da waren der Lebensmittelladen, der Metzger, das Musikgeschäft und das Ortsbüro der Konservativen. Weiter unten polierten Verkäuferinnen des Warenhauses, alle in der gleichen Uniform, die Schaufensterscheiben und kurbelten die gestreiften Markisen herunter. Ein Portier mit Zylinder rauchte vor dem Hotel, ein Lieferwagen war mit Blumen vorgefahren. Nur Byron saß an seinen Sitz geklammert und wartete, dass jemand auf die Straße rannte und sie anhielt.

Aber das geschah nicht.

Diana parkte in der Allee, wo die Mütter immer parkten, und holte die Schultaschen aus dem Kofferraum. Sie half den Kindern aussteigen und schloss den Jaguar ab. Lucy hüpfte voraus. Andere Mütter grüßten winkend und erkundigten

sich nach dem Wochenende. Eine sagte etwas über den starken Verkehr, eine andere wischte ihrem Sohn die Schuhsohle mit einem Papiertaschentuch ab. Der Nebel lichtete sich rasch. An manchen Stellen sah bereits blauer Himmel durch, und Sonnenpunkte spähten durch das Platanenlaub wie winzige Augen. In der Ferne flirrte die Heide, hell wie das Meer. Nur über den unteren Hügelausläufern hing noch ein Dunstband.

Byron lief neben Diana her und rechnete damit, dass seine Knie jeden Augenblick nachgeben würden. Er fühlte sich wie ein übervolles Wasserglas, das überschwappen würde, falls er losrannte oder plötzlich stehen bliebe. Er begriff nicht. Er begriff nicht, wie sie trotzdem in die Schule gehen konnten. Er begriff nicht, wie alles weitergehen konnte wie zuvor. Als wäre es ein ganz normaler Vormittag, was doch gar nicht stimmte. Die Zeit war aufgesplittert worden, und alles war anders.

Am Spielplatz stand er an seine Mutter geklebt und lauschte so angestrengt, dass ihm war, als bestünde er nur noch aus Ohren. Aber niemand sagte: »Ich habe in der Digby Road Ihren silbernen Jaguar gesehen, mit dem Nummernschild KJX 216K.« Niemand sagte, dass gerade ein kleines Mädchen angefahren worden sei, genauso wenig erwähnte jemand die Extrasekunden. Er begleitete seine Mutter zum Eingang der Mädchenschule, und Lucy schien so unbekümmert, dass sie nicht einmal winkte.

Diana drückte seine Hand. »Alles in Ordnung?«

Byron nickte, weil ihm die Stimme versagte.

»Du musst jetzt gehen, Schatz.« Er spürte ihre Blicke, als er den Spielplatz überquerte; das Gehen strengte ihn so an, dass ihm sogar der Rücken weh tat. Das Gummiband seiner Mütze schnitt ihm in den Hals.

Er musste James finden. Er brauchte ihn ganz dringend. James begriff alles auf eine Weise, wie es Byron nicht ver-

mochte, er war wie die Portion Logik, die Byron abhandengekommen war. Als Mr Roper ihnen zum ersten Mal das Konzept der Relativität vorstellte, hatte James begeistert genickt, als hätte er die Existenz magnetischer Kräfte schon immer vermutet, während Byron die neue Vorstellung als einen einzigen Wirrwarr im Kopf empfand. Vielleicht lag es an James' allgemeiner Sorgfalt. Byron beobachtete ihn manchmal, wie er die Lasche am Reißverschluss seines Federmäppchens längs ausrichtete oder sich den Pony aus den Augen wischte, alles mit einer Präzision, die Byron mit Ehrfurcht erfüllte. Manchmal versuchte er, es James gleichzutun. Er machte abgezielte Schritte oder ordnete seine Filzstifte nach Farben. Aber dann gingen seine Schuhbänder auf oder sein Hemd rutschte aus der Hose, und Byron war wieder der Alte.

Er kniete sich in der Kapelle neben James, doch es war schwer, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Soweit Byron wusste, glaubte James nicht an Gott («Es gibt keinen Beweis»), aber sobald er sich einmal in das Beten hineinversteift hatte, nahm er es wie die meisten Dinge sehr ernst. Er drückte den Kopf zur Brust, kniff die Augen zusammen und presste die Worte mit einer solchen Inbrunst hervor, dass jede Unterbrechung Frevel gewesen wäre. Als Nächstes versuchte Byron, sich in der Schlange vor dem Speisesaal neben James herumzudrücken, aber Samuel Watkins fragte James, was er von den Glasgow Rangers hielt, und nahm James in Beschlag. Das Problem war, dass jeder ihn um seine Meinung fragte. Er dachte über Dinge nach, bevor man überhaupt merkte, dass es etwas nachzudenken gab, und wenn man dann das Problem erkannt hatte, war James schon zu ganz anderen Dingen vorausgeeilt.

Beim Cricket kam schließlich Byrons Chance. James stand vor dem Umkleidehäuschen. Inzwischen war es so heiß, dass

einem jede Bewegung zu viel wurde. Die Sonne am wolkenlosen Himmel brüllte fast herunter. Byron war schon fertig mit Schlagen, und James wartete auf einer Bank, bis er an die Reihe käme. Er konzentrierte sich gern vor dem Spiel und war lieber allein. Byron setzte sich ans andere Ende der Bank, aber James blickte weder auf, noch reagierte er mit einer Bewegung. Die Haare hingen ihm in die Augen, und unterhalb der Ärmel war seine leuchtend weiße Haut schon von Sonnenbrand gerötet.

Byron sagte: »James?« Weiter kam er nicht, denn etwas hielt ihn auf.

Zahlen. Ein ständiger Strom. James flüsterte, als stecke zwischen seinen Knien eine winzig kleine Person, der er Zahlenreihen beibringen musste. Byron war an James' Gebrummel gewöhnt, hatte es schon oft bemerkt, aber normalerweise flüsterte er so leise, dass man nichts mitbekam. »Zwei, vier, acht, sechzehn, zweiunddreißig.« Die Luft über Cranham Moor flimmerte, als wollten die höchsten der Hügel mit dem Himmel verschmelzen. Byron fühlte sich überhitzt in seinem weißen Cricketdress. »Warum machst du das?«, fragte er. Er versuchte nur, ein Gespräch anzuleiern.

James fuhr hoch, als hätte er nicht bemerkt, dass er Gesellschaft hatte, und Byron lachte, um ihm zu zeigen, dass er ihm nichts Böses wollte. »Übst du die Multiplikationstabellen?«, fragte er. »Du kannst sie doch besser als jeder andere. Als ich zum Beispiel. Ich bin ein hoffnungsloser Fall. Bei der Neunerreihe schmeißt's mich immer. Und bei den Siebenern *aussi*. Auch die sind für mich *très difficile*.« Bei Dingen, die auf Englisch zu öde waren oder zu schwierig zu erklären, verfielen die beiden Jungs gern ins Französische. Das war wie eine Geheimsprache, aber auch wieder nicht, weil jeder einsteigen konnte.

James bohrte die Schlägerspitze in das Gras zu seinen Füßen. »Ich kontrolliere, ob ich Zahlen verdoppeln kann. Um mich abzusichern.«

»Dich abzusichern?« Byron schluckte schwer. »Wie soll dich das denn absichern?« So etwas hatte James noch nie erwähnt. Das sah ihm gar nicht ähnlich.

»Das ist, wie wenn ich in mein Zimmer renne, bevor die Klospülung ganz durchgerauscht ist. Wenn ich das nicht schaffe, könnte etwas schiefgehen.«

»Aber das ist doch unlogisch, James.«

»Eigentlich ist es sehr logisch, Byron. Ich überlasse nichts dem Zufall. Wir stehen unter Druck, die Stipendienprüfung kommt. Manchmal suche ich nach vierblättrigem Klee. Und jetzt habe ich auch noch einen Glückskäfer.« James zog etwas aus seiner Tasche und ließ es kurz zwischen seinen Fingern hervorblitzen. Der Messingkäfer war dunkel und schlank, so groß wie Byrons Daumen, ein Insekt mit geschlossenen Flügeln. Daran war ein silberner Karabinerhaken befestigt, wo man einen Schlüssel einhängen konnte.

»Ich wusste gar nicht, dass du einen Glückskäfer hast«, sagte Byron.

»Meine Tante hat ihn mir geschickt. Er kommt aus Afrika. Ich kann mir keine dummen Schnitzer leisten.«

Byron spürte hinter den Augen und der Nasenwurzel einen stumpfen Druck; es gab ihm vor Beschämung einen Stich, als er merkte, dass er gleich in Tränen ausbrechen würde. Zum Glück kam vom Cricketfeld der laute Ruf: »Aus!«, dann eine Runde Applaus. »Jetzt bin ich mit Schlägen dran«, sagte James. Sport war sein schlechtestes Fach. Byron erwähnte es nicht gern, aber James neigte zum Blinzeln, wenn der Ball auf ihn zugeflogen kam. »Ich muss jetzt los«, sagte er, blieb aber stehen.

»Hast du's gesehen, *ce matin*?«

»Was gesehen, Byron?«

»Die zwei Sekunden. Die haben sie heute zugefügt. Um Viertel nach acht.«

Da trat eine winzige Pause ein, in der nichts geschah, während Byron darauf wartete, dass James Lowe etwas sagte. James' Lowe aber schwieg. Er starrte einfach mit seinem eindringlichen, wachsblauen Blick auf Byron herunter, den Käfer fest in der Hand. Die Sonne stand direkt hinter ihm, und Byron musste die Augen zusammenkneifen, um ihn anzusehen. James' Ohren leuchteten wie Krabben.

»Bist du sicher?«, fragte James.

»Mein Sekundenzeiger ist rückwärts gelaufen. Ich hab's gesehen. Und als ich dann noch einmal auf die Uhr geschaut habe, ist er wieder in die richtige Richtung umgekehrt. Das war definitiv so.«

»Es hat nichts in der *Times* gestanden.«

»Die haben auch in *Nationwide* nichts berichtet. Ich habe mir gestern Abend die ganze Sendung angesehen, aber niemand hat etwas erwähnt.«

James warf einen Blick auf seine Uhr, ein Schweizer Fabrikat mit einem dicken Lederarmband; sie hatte seinem Vater gehört. Es gab keinen Sekundenzeiger, nur ein kleines Fenster für das Datum. »Bist du sicher? Ganz sicher, dass du es wirklich gesehen hast?«

»Hundert pro.«

»Aber warum? Warum sollten sie die Sekunden zufügen, ohne uns Bescheid zu geben?«

Byron schnitt eine Grimasse, um die Tränen aufzuhalten. »Das weiß ich auch nicht.« Er wünschte, er hätte auch so einen Glückskäferschlüsselring. Er wünschte, er hätte auch eine Tante, die ihm Talismane aus Afrika schickte.

»Alles in Ordnung?«, fragte James.

Byron nickte ein paar mal heftig, dass seine Augäpfel nach oben und nach unten gepresst wurden. »*Dépêchez-vous. Les autres* warten schon.«

James drehte sich zum Spielfeld und holte tief Luft. Er rannete los, zog die Knie hoch zur Brust und bewegte die Arme auf und ab wie Motorkolben. Wenn er in diesem Tempo weiterliefe, würde er ohnmächtig zusammenbrechen, bevor er sein Ziel erreicht hätte. Byron rieb sich die Augen, falls jemand hersah, und nieste mehrmals – falls sie immer noch hersahen, dächten sie vielleicht, er hätte Heuschnupfen oder eine plötzliche Sommergrippe.

Nach bestandener Führerscheinprüfung bekam seine Mutter den Schlüssel für den neuen Jaguar geschenkt. Sein Vater überraschte sie nicht oft mit Geschenken. Diana war da spontaner. Wenn sie jemandem etwas schenken wollte, kaufte sie es einfach, auch wenn kein Geburtstag anstand, und packte es schön ein. Sein Vater hatte den Schlüssel nicht in Geschenkpapier gewickelt. Er hatte ihn in eine Schachtel gelegt und ein weißes Spitzentaschentuch darübergedeckt. »Ach du meine Güte«, hatte sie gesagt. »Was für eine Überraschung.« Sie schien den Schlüssel erst gar nicht zu bemerken. Verwirrt strich sie immer wieder über das Taschentuch. Es war mit dem Anfangsbuchstaben ihres Namens bestickt, einem großen D, und mit kleinen rosa Röschen.

Schließlich hatte Seymour gesagt: »Du lieber Himmel, Darling!« Nur kamen die Worte falsch heraus und klangen weniger nach Zärtlichkeit als nach Drohung. Da zog sie endlich das Taschentuch von der Schachtel und fand darin den Schlüssel mit dem besonderen, in den Lederanhänger eingestanzen Jaguar-Emblem.

»Ach, Seymour«, sagte sie immer wieder. »Das wäre doch nicht ... Das ist doch nicht dein ... Das kann ich doch nicht ...«

Sein Vater hatte auf seine förmliche Art genickt, als lechze sein Körper danach, in großen Sätzen herumzuspringen, was ihm aber seine Kleidung nicht erlaubte. Jetzt würden die Leute aufmerken und ihnen Beachtung schenken, hatte er gesagt. Niemand würde mehr auf die Hemmings herabsehen. Ja, Darling, hatte Diana gesagt, alle würden so neidisch sein, sie habe wirklich ein Riesenglück. Sie streckte die Hand aus und streichelte ihm über den Kopf, und er schloss die Augen und legte die Stirn auf ihre Schulter, als wäre er plötzlich müde.

Als sie sich küssten, murmelte sein Vater, als wäre er hungrig, und die Kinder stahlen sich davon.

Diana hatte mit ihren Vermutungen, wie die anderen Mütter reagieren würden, recht gehabt. Sie umringten den neuen Wagen. Sie betasteten das Armaturenbrett aus Mahagoniholz, die Lederpolster, setzten sich probeweise auf den Fahrersitz. Deirdre Watkins sagte, sie wäre nun mit ihrem Mini Cooper nie mehr zufrieden. Der Jaguar röche sogar teuer, sagte die neue Mutter. (Niemand hatte ihren Namen richtig verstanden.) Und die ganze Zeit flatterte Diana mit ihrem Taschentuch hinter ihnen her, wischte Fingerabdrücke weg und lächelte unbehaglich.

Jedes Wochenende stellte sein Vater dieselben Fragen. Putzten die Kinder vor dem Einsteigen die Schuhe ab? Polierte sie den Chrom des Kühlergrills? Wussten alle Bescheid? Natürlich, natürlich, sagte sie. Alle Mütter seien gelb vor Neid. Hatten sie es den Vätern erzählt? Ja, ja. Sie lächelte wieder. »Sie reden die ganze Zeit darüber. Du bist so gut zu mir, Seymour.« Sein Vater versuchte, hinter der Serviette zu verbergen, wie glücklich er war.

Wenn Byron an den Jaguar und an seine Mutter dachte, schlug sein Herz so heftig in seiner Brust, dass er Angst hatte, es würde ein Loch hineinhämmern. Er musste die Hand dagegenpressen, vielleicht hatte er ja einen Herzanfall.

»Träumst du wieder in den Tag hinein, Hemmings?« In der Klasse zog ihn Mr Roper zum Stehen hoch und sagte zu den Jungs, so sähe ein Dummkopf aus.

Egal. Was immer Byron tat, ob er in die Bücher starrte oder zum Fenster hinaus – Worte wie Hügel verschwammen. Er sah einzig das kleine Mädchen. Die zusammengerollte Gestalt gleich neben dem Beifahrerfenster, eingeklemmt unter dem roten Fahrrad, dessen Räder sich in der Luft drehten. Sie lag so reglos da, als wäre sie urplötzlich stehen geblieben, wo sie gerade war, und hätte beschlossen, an Ort und Stelle einzuschlafen. Byron starrte auf seine Armbanduhr und den unbarmherzig voranschreitenden Sekundenzeiger und fühlte sich, als würde er aufgefressen.

Was alles getan werden muss

Jim schließt die Tür seines Campers auf und öffnet sie. Er muss sich bücken, um einzusteigen. Winterweißes Mondlicht fällt in kaltem Strahl durch das Fenster und erhellt die laminierten Flächen. Es gibt einen kleinen Gaskocher mit zwei Flammen, eine Spüle, einen Klapptisch und rechts eine Sitzbank, die sich zu einem Bett ausziehen lässt. Jim schiebt die Tür wieder zu und schließt ab. Die Rituale beginnen.

»Hallo, Tür«, sagt er. »Hallo, Wasserhähne.« Er begrüßt seine ganze Habe. »Hallo, Wasserkessel, hallo, Rollmatratze, hallo, kleiner Kaktus, hallo, Jubiläumsküchentuch.« Nichts darf ausgelassen werden. Wenn alles begrüßt ist, schließt Jim die Tür wieder auf, öffnet sie, steigt aus und schließt hinter sich ab. Sein Atem bläst Blütengirlanden ins Dunkel. Aus dem Haus mit den ausländischen Studenten kommt Musik, und der alte Mann, der den ganzen Tag an seinem Fenster sitzt, ist schon ins Bett gegangen. Im Westen schwappen die letzten Wellen des Stoßverkehrs über die Hügelkuppen. Dann bellt ein Hund und jemand schreit ihn an, er soll das Maul halten. Jim schließt die Tür seines Wagens auf und steigt ein.

Er führt das Ritual einundzwanzig Mal durch. Das ist die nötige Zahl von Wiederholungen. Er steigt ein. Er begrüßt

seine Habe. Er steigt aus. Rein, hallo, raus. Rein, hallo, raus. Und jedes Mal aufschließen und zuschließen.

Die Zahl einundzwanzig garantiert Sicherheit. Nichts wird passieren, wenn er das Ritual einundzwanzig Mal wiederholt. Zwanzig ist nicht sicher, zweiundzwanzig auch nicht. Wenn er in Gedanken abschweift – zu einem Bild oder einem anderen Wort –, dann muss er wieder ganz von vorn anfangen.

Niemand ahnt etwas von dieser Seite in Jims Leben. In der Siedlung rückt er die Mülltonnen gerade oder hebt Abfall auf. Er sagt zu den Jungs im Skatepark: H-hallo, wie geht's? Manchmal hilft er den Müllmännern die Recycling-Kisten tragen. Niemand weiß, was er alles durchexerzieren muss, wenn er allein ist. Eine Frau mit Hund fragt ihn manchmal, wo er wohnt und ob er nicht einmal mit ihr zum Bingo ins Gemeindezentrum gehen möchte. Da kann man schöne Preise gewinnen, sagt sie, manchmal ein Essen für zwei im Pub in der Stadt. Aber Jim macht Ausflüchte.

Wenn er fertig ist mit Ein- und Aussteigen, geht es noch weiter. Er muss sich auf den Bauch legen, um den Türrahmen mit Isolierband abzudichten, dann kommen die Fenster dran – ein Schutz gegen Einbrecher. Er muss in den Schränken nachsehen und unter dem Ausziehbett und hinter den Vorhängen, immer wieder. Wenn er mit allem fertig ist, fühlt er sich manchmal immer noch nicht sicher, dann beginnt das Ganze von vorn, nicht nur das Verkleben, sondern auch das Auf- und Zuschließen. Hallo, Fußmatte, hallo, Wasserhähne.

Seit der Schulzeit hat er keine richtigen Freunde mehr. Er war nie mit einer Frau zusammen. Seit der Schließung von Besley Hill hat er sich beides gewünscht, Freunde, Liebe, hat sich gewünscht, andere zu kennen und gekannt zu werden, aber wenn man immer ein- und aussteigt, unbelebte Gegenstände begrüßt und Öffnungen mit Isolierband verklebt,

bleibt nicht viel Zeit. Außerdem ist er oft so nervös, dass er die nötigen Worte nicht herausbringt. Für die Liebe ist es wahrscheinlich zu spät.

Jim begutachtet das Innere des Wohnmobils. Die Fenster. Die Schränke. Jeder Spalt ist versiegelt, auch um das hochklappbare Dach herum, es ist wie im Inneren eines dick eingewickelten Pakets. Plötzlich weiß er, dass er alles getan hat, und wird von Erleichterung überflutet. Das fühlt sich so gut an wie frisch gebadet. Über die Heide tönt der Klang der Kirchenglocken, die zwei Uhr früh schlagen. Jim hat keine Uhr. Schon seit Jahren nicht mehr.

Es bleiben ihm vier Stunden zum Schlafen.

Die Verrenkungskünstlerin

James Lowe sagte einmal zu Byron, Zauberkunst sei das Spiel mit der Wahrheit. Sie arbeite keineswegs mit Lügen. Was die Leute sehen, sagte er, hängt zum großen Teil davon ab, was sie suchen. Wenn zum Beispiel in Billy Smarts Zirkus eine Frau in der Mitte durchgesägt wird, ist das nicht die Wirklichkeit, sondern eine Illusion von Wirklichkeit. Ein Trick, der einen dazu bringt, die Realität anders zu sehen.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Byron.

James strich sich die herunterhängenden Haare wieder ordentlich aus der Stirn und vertiefte seine Erklärung. Er spitzte sogar den Bleistift und zeichnete ein Diagramm. Die Assistentin, sagte er, steigt in die Kiste, dass am einen Ende ihr Kopf herauschaut und am anderen ihre Füße, und der Zauberer schließt den Deckel. Aber dann dreht der Zauberer die Kiste ein paarmal um ihre eigene Achse, und wenn die Schuhe der Assistentin weg vom Publikum zeigen, zieht sie schnell die Füße ein und ersetzt sie durch zwei künstliche. Die Frau ist eine Verrenkungskünstlerin und zwingt ihre Beine in den oberen Kistenteil, und der Zauberer sägt die Kiste mittendurch.

»Siehst du?«, fragte James.

»Ich kann trotzdem nicht hinschauen. Ich mag mir nicht vorstellen, dass ihre Beine abgesägt werden.«

James musste zugeben, dass dies ein gewichtiges Problem darstelle. »Vielleicht solltest du dann bei der Nummer deine Zuckerwatte essen«, schlug er vor.

Byrons Mutter war keine Verrenkungskünstlerin. Manchmal überraschte er sie am Plattenspieler, wie sie sich zur Musik hin und her wiegte. Einmal sah er sogar, wie sie die Arme hob, als wolle sie die Hände jemand nicht Vorhandenem auf die Schultern legen, mit dem sie dann im Kreis herumwirbelte. Aber auch das machte sie noch lange nicht zur Assistentin eines Zauberkünstlers. Trotzdem stand sie nach der Schule mit Lucy da, ohne das geringste Anzeichen einer Veränderung, und wartete auf ihn. Sie trug ihren rosa Sommermantel mit passender Handtasche und Schuhen. Andere Frauen schlugen Verabredungen vor, und sie lächelte jede einzeln an und zog ihr Notizbuch heraus. Niemand hätte vermuten können, dass sie erst vor ein paar Stunden ein kleines Kind angefahren hatte und, ohne auszusteigen, weitergefahren war.

»Kaffeerunde der Mütter nächsten Mittwoch«, sagte sie und trug das Datum sorgfältig ein. »Ich komme.«

»Was hast du mit deiner Hand gemacht, Diana?«, fragte jemand. Vielleicht Andrea Lowe.

»Ach, nichts.«

Wieder erwähnte niemand den Unfall. Niemand erwähnte die Zusatzsekunden.

»*Au revoir*, Hemmings«, sagte James.

»*Au revoir*, Lowe«, sagte Byron.

Diana ging mit ihren Kindern zum Auto und schloss die Türen auf, ohne mit der Wimper zu zucken. Aufmerksam forschte Byron nach dem kleinsten Anzeichen von Unruhe, aber sie fragte ihn nach seinem Schultag und überprüfte die Position des Fahrersitzes, alles ohne jeden Hinweis, dass etwas anders war als sonst. Als sie an der Digby Road mit dem

ausgebrannten Autowrack am Eck vorbeiführen, überfiel ihn eine solche Beklemmung, dass er singen musste. Seine Mutter rückte nur ihre Sonnenbrille zurecht und blickte geradeaus.

»Ja, wir hatten wieder einen schönen Tag«, sagte sie später am Telefon zu seinem Vater. Sie wickelte sich die Plastikspirale des Telefonkabels als weiße Ringe um den Zeigefinger. »Es war heiß. Ich habe die Rosenbeete gejätet. Die Wäsche gewaschen. Ein paar Sachen zum Einfrieren gekocht. Der Wetterdienst sagt voraus, dass es sonnig bleibt.« Byron wollte dauernd nach dem Unfall fragen; es war, als müsse er sich auf sich selbst setzen, um den Mund zu halten. Er stieg auf einen Hocker an der Frühstückstheke, während sie das Abendessen kochte, und er fragte sich, wie lange er würde schweigen müssen, damit seine Mutter von sich aus zu reden anfinde. Er zählte die Sekunden, die Minuten ihres Schweigens, dann fiel ihm wieder der Grund ein, warum sie nichts sagte: Sie hatte keine Ahnung.

»Du solltest an die frische Luft«, sagte sie. »Du siehst ganz erschöpft aus.«

Byron nutzte die Gelegenheit, um in die Garage zu schleichen. Er zog das Tor hinter sich so weit herunter, dass nur noch ein Spalt Tageslicht hereinfiel, und holte aus der Tasche seines Blazers seine Taschenlampe heraus, um den Jaguar zu untersuchen. Er fand kein Zeichen einer Beschädigung. Langsam ließ er den Lichtstrahl von links nach rechts wandern, prüfte die Karosserie noch sorgfältiger, aber es gab keinen Kratzer. Er strich mit den Fingerspitzen über den Lack. Über die Türen. Die Motorhaube. Das silberne Metall fühlte sich glatt und kühl an. Er konnte immer noch nichts finden.

Die Garage war kalt und dunkel, es roch nach Öl. Byron vergewisserte sich immer wieder mit einem Blick über die Schulter, dass ihn niemand beobachtete. An der Rückwand

ragten Dianas alte, mit Leintüchern verhängte Möbel auf; sie waren aus dem Haus ihrer Mutter nach deren Tod hergeschickt worden. Er hatte einmal mit James die Tücher hochgehoben und eine Stehlampe mit einem leuchtend roten, quastenbesetzten Schirm gefunden, einen Satz Beistelltischchen und einen alten Sessel. James meinte, wahrscheinlich sei in diesem Sessel jemand gestorben, vielleicht sogar Dianas Mutter. (Grandma konnte Byron sie nicht nennen, weil er sie nie gesehen hatte.) Er war erleichtert, als er das Garagentor wieder schließen und alles hinter sich lassen konnte.

Der Himmel draußen war offen wie eine blaue Schüssel, die Luft schwer von Hitze und Duft. Lupinen standen da wie bunte Schüreisen, Rosen und Pfingstrosen blühten. Alles im Garten hatte seinen Platz, nichts störte das Auge. Die rosa Beete gingen in weiße über, die weißen in blaue; die kleineren Formen wurden von größeren abgelöst. Schon jetzt trugen die Obstbäume grüne Knöpfchen, Murneln gleich, wo sich erst vor ein paar Wochen weiße Blüten gedrängt hatten. Byron sog die Süße der Luft ein, die so greifbar war wie die Schallplattenmusik seiner Mutter, die er beim Betreten der Eingangshalle schon hörte, bevor er seine Mutter selbst fand. Die Düfte, die Blumen, das Haus, das alles hatte doch bestimmt mehr Gewicht als ihre Tat von heute früh. Und auch wenn seine Mutter eine Straftat begangen hatte, war es nicht ihre Schuld. Der Unfall war wegen der beiden Extrasekunden geschehen. Ihm graute davor, was sein Vater sagen würde, wenn er es erführe. Zum Glück war dem Jaguar nichts passiert.

»Lammkoteletts zum Abendessen«, sagte seine Mutter. Sie servierte sie mit Papierrüschen und Bratensauce.

Byron konnte nichts essen. Er konnte sein Fleisch nur in kleine Stückchen schneiden und zwischen die Kartoffeln schieben. Als seine Mutter fragte, warum er keinen Hunger

habe, erzählte er ihr etwas von Bauchweh, und sie lief das Thermometer holen. »Und was ist mit deinem Sunquick?«, fragte sie. »Willst du das auch nicht?«

Er fragte sich, was dem kleinen Mädchen zugestoßen war, ob die Eltern oder die Nachbarn sie gefunden hatten. Wie schwer sie verletzt war.

»Ich trinke Byrons Sunquick«, sagte Lucy.

Es hatte Byron immer gefallen, dass seine Mutter Dinge mit ihren Markennamen benannte. Das ließ auf eine Genauigkeit schließen, die er beruhigend fand. Wie auch die kleinen Notizen, die sie auf den Telefonblock schrieb (*Lucys Clarks putzen. Turtle Wax-Politur kaufen.*) Ein Markenname wies darauf hin, dass es für jedes Ding eine korrekte Bezeichnung gab, die keinen Raum für Missverständnisse ließ. Als er jetzt zusah, wie seine Mutter leise vor sich hin singend die Küche aufräumte, stieg ihm ein Kloß in die Kehle, so krass war das Missverhältnis zur Wirklichkeit. Er musste alles tun, was in seiner Macht stand, um sie zu beschützen.

Während seine Mutter Wasser ins Spülbecken einließ, ging Byron hinaus, um mit Lucy zu sprechen. Sie hockte auf den Steinplatten der Terrasse vor einem Beet Goldlack, der Farben hatte wie Edelsteine. Sie setzte vier Gartenschnecken auf den Boden, geordnet nach der Größe der Schneckenhäuser und auch nach Geschwindigkeit. Byron fragte beiläufig, wie es ihr gehe, und sie antwortete, sehr gut, außer, dass er auf der Ziellinie ihres Schneckenrennens knie. Byron rückte ein Stück zur Seite.

»Geht's dir gut nach heute Vormittag?« Er räusperte sich.
»Nach dem, was heute Vormittag passiert ist?«

»Was ist denn passiert?«, fragte Lucy. Ihr Mund war noch mit Dessertmousse verschmiert.

»Als wir – du weißt schon, wo wir hingefahren sind.« Byron zwinkerte betont auffällig. Lucy schlug sich die Hände vors Gesicht.

»Oh«, sagte sie. »Das hat mir nicht gefallen.«

»Hast du –? Hast du was gesehen?«

Lucy setzte eine ihrer Schnecken wieder auf die Startlinie zurück, weil sie nach hinten losgekrochen war. »Ich hab nicht hingeguckt. Ich hab so gemacht, Byron.« Sie drückte sich die Hände auf die Augen, um ihre Angst zu illustrieren.

Die Situation erforderte Byrons ganzes Geschick. Er zwirbelte an seinen Stirnhaaren wie James, wenn er über etwas nachdachte. Vater würde sich vielleicht aufregen, erklärte er langsam, wenn er erführe, dass sie die Digby Road entlanggefahren waren. Es sei wichtig, ihm das nicht zu sagen, wenn er sie am Wochenende besuchen käme. Es sei wichtig, so zu tun, als wären sie nie dort gewesen.

»Und wenn ich's vergesse?« Plötzlich begann Lucys Mund zu zittern, und er befürchtete schon, sie würde losheulen. »Und wenn ich vergesse, dass wir nicht da gewaren?« Sie brachte öfter einmal die Wörter durcheinander, vor allem, wenn sie sich aufregte oder müde war.

Von Gefühlen überwältigt beugte sich Byron nach vorn und umarmte sie. Sie roch nach Zucker und irgendwie rosa, und in diesem Moment begriff er, dass sich zwischen ihnen etwas verändert hatte, dass sie immer noch ein Kind war, während er etwas wusste, was ihn erwachsener machte. Bei dieser Erkenntnis kribbelte es in seinem Bauch wie Weihnachten, nur ohne Geschenke. Er sah zu seiner Mutter in der Küche hinüber, die am Fenster die Teller abtrocknete, rosig beschienen vom Abendlicht. Ihm war bewusst, dass er einen Meilenstein in seinem Leben erreicht hatte, einen einschneidenden Moment, und obwohl er einen solchen Meilenstein

oder einschneidenden Moment nicht erwartet hatte, gehörten sie dazu, wenn man ein Mann wurde, genauso wie die Stipendienprüfung. Er musste sich beidem gewachsen zeigen.

»Alles wird gut. Das verspreche ich dir.« Er nickte, wie sein Vater immer nickte, wenn er eine Tatsache darlegte, als hätte er es dermaßen richtig getroffen, dass sogar sein eigener Kopf zustimmen musste. »Du musst einfach diesen Vormittag aus deinem Kopf löschen.« Byron beugte sich vor, um ihr ein Küsschen auf die Wange zu drücken. Das war zwar nicht männlich, aber genau, was seine Mutter tun würde.

Lucy bog sich von ihm weg und zog die Nase kraus. Er fürchtete, sie würde gleich weinen, und zog sein Taschentuch heraus. »Du stinkst aus dem Mund, Byron«, sagte sie. Dann hüpfte sie mit hoch angezogenen Knien ins Haus zurück, dass ihr die Zöpfe an die Schulterblätter schlugen, und zertrat dabei unter ihren glänzenden Schulschuhen mindestens zwei ihrer Rennschnecken.

An diesem Abend sah sich Byron sowohl die Sechs-Uhr-Nachrichten als auch *Nationwide* an. Es gab weitere Kämpfe in Irland, aber das Unglück wurde genauso wenig erwähnt wie die zwei Extrasekunden. Ihm war übel und feuchtkalt.

Was würde James an seiner Stelle tun? Es war schwer, sich vorzustellen, dass Andrea Lowe einen Fehler machte. Wäre James an seiner Stelle, würde er logisch vorgehen. Er würde ein Diagramm zeichnen, um das Geschehen zu veranschaulichen. Byron drückte vorsichtig die Klinke zum Arbeitszimmer seines Vaters herunter, obwohl die Kinder dort keinen Zutritt hatten.

Hinter dem Fenster lag der Garten noch in warmes Licht gebadet, die Blütenquirle der Fackellilien glühten in der Abendsonne, aber der Raum selbst war still und kühl. Das Holz des Schreibtischs und des Stuhls davor war poliert wie bei Mu-

seumsmöbeln. Auch die Dose mit Karamellbonbons und die Karaffe mit Whisky durften nicht berührt werden. Dasselbe galt für seinen Vater. Wenn Byron jemals Anstalten machte, die Arme um ihn zu legen – und manchmal wünschte er sich, er könnte es –, dann entzog sich sein Vater in letzter Sekunde und bog die Umarmung zu einem Händeschütteln ab.

Byron setzte sich ganz vorn auf die Kante des Schreibtischstuhls, um das Ärgernis, das er erregte, möglichst gering zu halten, dann nahm er ein Blatt von dem dicken weißen Papier und den Stift seines Vaters. Er skizzierte sorgfältig eine Karte mit Pfeilen, die die Vorwärtsfahrt des Jaguars in der Digby Road graphisch darstellten. Er zeichnete die Wäscheleinen ein und den blühenden Baum. Dann änderte er die Richtung der Pfeile, wo der Wagen nach links geschlingert war, den Bordstein gerammt hatte und zum Stehen gekommen war. Byron trug einen Kreis ein, wo sie das kleine Mädchen zurückgelassen hatten. Sie lag direkt an der Seite des Wagens, wo nur Byron sie sehen konnte.

Byron faltete die Karte zusammen und schob sie in seine Tasche. Dann legte er den Stift zurück und wischte mit seinem Hemd über den Stuhl, damit sein Vater sein Eindringen nicht bemerken würde. Er wollte das Zimmer schon verlassen, als ihm die Idee zu einem weiteren Experiment kam.

Er kniete sich auf den kleinen Teppich und legte den Oberkörper am Boden ab. Er legte sich genauso hin, wie das kleine Mädchen unter dem Fahrrad gelegen hatte: auf die Seite, die Knie angezogen und die Arme darum geschlungen. Wäre ihr nichts passiert, dann wäre sie gleich wieder aufgestanden. Sie hätte gebrüllt. Lucy brüllte fürchterlich, wenn man sie nur versehentlich ein bisschen kratzte. Gesetzt den Fall, dass die Polizei schon in diesem Moment nach seiner Mutter fahndete?

»Was machst du hier drinnen?«

Erschrocken drehte er sich zur Tür. Diana stand wie schwebend auf der Schwelle, als wage sie sich keinen Schritt weiter. Byron hatte keine Ahnung, wie lange sie schon da war.

Er rollte sich herum, immer weiter, den Teppich hinauf und hinunter – damit wollte er den Eindruck erwecken, als wäre er ein ganz normaler Junge, der ein Tobespiel spielte, auch wenn er schon etwas groß dafür war. Er rollte so schnell, dass er sich an den nackten Armen und Beinen die Haut verbrannte, so schnell, dass ihm schwindlig wurde. Seine Mutter lachte, und die Eiswürfel in ihrem Glas klirrten wie Scherben. Weil sie fröhlich schien, rollte er noch ein bisschen weiter. Dann kniete er sich hin und sagte: »Ich glaube, wir sollten morgen mit dem Bus zur Schule fahren.«

Seine Mutter schwankte ein paar Sekunden hin und her, weil er es mit dem Rollen leicht übertrieben hatte.

»Mit dem Bus?«, fragte sie, als sie wieder senkrecht stand.
»Wieso denn das?«

»Oder vielleicht mit dem Taxi. Wie früher, als du noch nicht fahren konntest.«

»Aber seit dein Vater mir das Fahren beigebracht hat, ist das doch nicht mehr nötig.«

»Ich dachte, es wäre mal was anderes.«

»Wir haben doch den Jaguar, Schatz.« Nicht das geringste Zucken. »Dein Vater hat ihn gekauft, damit ich euch zur Schule fahren kann.«

»Genau. Der Wagen ist so neu, dass wir ihn schonen sollten. Außerdem sagt Vater immer, dass Frauen nicht fahren können.«

Da lachte sie laut auf. »Also, das ist offensichtlich falsch. Obwohl dein Vater natürlich ein sehr kluger Mann ist. Viel klüger als ich. Ich habe noch nie ein Buch von Anfang bis Ende gelesen.«

»Du liest Zeitschriften. Kochbücher.«

»Ja, aber die haben Bilder drin. In klugen Büchern stehen nur Wörter.«

Während des Schweigens, das nun folgte, betrachtete sie ihre verletzte Hand, kippte die Handfläche nach oben und nach unten. Nichts existierte als das hereinfallende Licht, in dem silberne Stäubchen wirbelten, und das beharrliche Ticken der Uhr auf dem Kaminsims.

»Wir haben heute früh einen kleinen Schlenker gemacht«, sagte sie leise. »Weiter war nichts.« Dann sah sie auf ihre Armbanduhr und rief: »Huch! Du meine Güte, es ist Zeit für dein Bad.« Als hätte es klick gemacht, fiel sie in die Rolle der Mutter zurück wie ein Schirm, der in die richtige Form aufspringt. Sie lächelte. »Wenn du magst, kannst du Badeschaum haben. Hast du auch nichts von den Sachen deines Vaters angefasst?«

Das war alles, was sie zu dem Unfall sagte.

Die Woche nahm ihren Lauf, und alles ging weiter wie gehabt. Niemand kam, um seine Mutter zu verhaften. Die Sonne ging auf, kletterte in hohem Bogen den Himmel hinauf und hinunter und ging auf der anderen Seite der Heide wieder unter. Wolken zogen vorüber. Manchmal stocherten sie mit knöchigen Fingern an den Hügelflanken, manchmal wuchsen sie und wurden dunkel wie Schmutzflecken. Nachts kam der Mond heraus, ein blasser Abklatsch der Sonne, und schüttete sein Licht in verschiedenen Silberblauschattierungen über die Hügel. Seine Mutter ließ in den Schlafzimmern nachts die Fenster offen, damit Luft hereinkam. Die Gänse riefen vom Teich. Füchse kläfften durch die Dunkelheit.

Diana setzte die kleinen Dinge fort, die sie stets getan hatte. Ihr Wecker weckte sie um halb sieben. Sie schluckte ihre Tablette mit Wasser und sah auf ihre Armbanduhr, um sich

nicht zu verspäten. Sie zog ihre altmodischen Röcke an, die ihrem Vater so gefielen, und bereitete das gesunde Frühstück für Byron zu. Am Mittwoch war die Bandage von ihrer Hand verschwunden, nichts knüpfte mehr an den Vormittag in der Digby Road an. Sogar James schien die zwei Sekunden zu vergessen.

Nur Byron erinnerte sich immer wieder daran. Die Zeit war verstellt worden. Seine Mutter hatte ein Kind angefahren. Byron hatte es gesehen, sie nicht. Die Wahrheit war immer gegenwärtig wie ein Splitter in der Ferse, und obwohl er ihr sorgsam aus dem Weg zu gehen versuchte, vergaß er manchmal die Vorsicht, und schon tauchte die Wahrheit wieder auf. Er versuchte, sich mit anderem zu beschäftigen, spielte mit seinen Soldaten oder übte Zaubertricks, die er James zeigen wollte, aber die Bilder kehrten immer wieder zurück, kleine Einzelheiten, als wären sie zu einem Teil seiner selbst geworden. Das gestreifte Schulkleid des kleinen Mädchens, ihre lakritzschwarzen Zöpfe, die Sockenbündchen an ihren Knöcheln, die leer drehenden Räder ihres roten Fahrrads. Alles, was man tat, hatte Folgen. Wenn man nichts wusste, gab einem Mr Roper zur Strafe Sätze zum Abschreiben auf, oder wenn Byron einen Stein über den Zaun in den Teich warf, sah er Wasserringe, die sich öffneten wie Blüten. Nichts geschah isoliert. Und obwohl seine Mutter nicht schuld war, obwohl niemand von dem Unfall wusste, musste er Nachwirkungen haben. Byron hörte den Uhren zu, die im ganzen Haus tickten und tackten und ihre Wanderung durch die Zeit mit Schlägen verkündeten.

Eines Tages – wenn nicht jetzt, dann in der Zukunft – würde jemand dafür bezahlen müssen.

Der orangefarbene Hut

Jim besprüht den Tisch am Fenster. Einmal. Zweimal. Er wischt. Einmal. Zweimal. Er hat seine eigene Flasche antibakteriellen Mehrzweckreiniger und auch seinen eigenen blauen Lappen.

Der Himmel im frühen Dezember ist schwer von Schnee, der nicht herunterfällt. Vielleicht wird es weiße Weihnachten geben. Das wäre doch was, Schnee zum ersten Mal, seit er im Wohnwagen lebt. Kunden eilen über den Parkplatz, sie schleppen recycelbare Tüten und kleine Kinder, beugen den ganzen Körper verkniffen der Kälte entgegen, als wäre die Luft voller Pfeffer. Manche tragen Schals und Mützen mit Weihnachtsmotiven, ein kleines Mädchen hat ein Geweih auf, das immer wieder zur Seite rutscht. Und hinter dem Ganzen recken sich die Hügelkuppen von Cranham Moor dem Himmel entgegen. Die Kälte hat das Grün, Gelb, Rosa und Lila des Farns, des Heidekrauts, der wilden Orchideen und der Gräser zu einem einheitlichen Braun verbrannt. Jim erkennt in der Ferne Besley Hill und die Baumaschinen ringsherum. Es gehen Gerüchte um, dass dort eine Siedlung von fünfzehn Fünf-Sterne-Luxushäusern entstehen soll. Seit dem Bau von Cranham Village wurden überall auf der Heide neue Baugebiete erschlossen. Die Mauern springen aus der Erde wie Bruchstücke bloßgelegter Knochen.

»Haben Sie nichts zu tun?«, fragt Mr Meade, der sich von hinten nähert. Er ist ein kleiner Mann mit sorgfältig gestutztem Schnurrbart, der für Notfälle immer einen Vorrat Parkmünzen dabei hat.

»Ich w-w-w...«

Aber Mr Meade unterbricht Jim. Das tut jeder. Keiner will einen Mann so heftig über Worte stolpern sehen, dass es schmerzt. »Übrigens sitzt Ihr Hut schief, Jim.«

Jims Hut sitzt schief, weil er zu klein ist. Technisch gesehen ist es auch kein Hut, jedenfalls kein ernstzunehmender. Das Ding ist orange wie das Team-T-Shirt, die Teamschürze und die Teamsocken, sein grobmaschiges Plastikgewebe ist in die ungefähre Form eines Herrenhuts gepresst. Der Einzige, der den Hut nicht trägt, ist Mr Meade, weil er der Geschäftsführer ist. Schließlich erwartet man auch von den Royals nicht, dass sie Fahnen schwenken oder Wimpel aufhängen; vielmehr sollen ja ihretwegen alle anderen patriotisch Flagge zeigen.

Jim rückt seinen Hut gerade, und Mr Meade geht einen weiblichen Gast bedienen. Die neue Köchin verspätet sich schon wieder.

Im Café ist nicht viel los. Es wurde vor kurzem renoviert und verschönert, trotzdem sitzen nur zwei Männer vor ihrem Kaffee, sitzen reglos wie tiefgefroren. Das Lebendigste hier ist der blinkende Glasfaser-Weihnachtsbaum, der oben an der Treppe steht und die Kunden, die unten im Supermarkt einkaufen, mit einem festlichen Farbwechsel von Grün zu Rot zu Blau begrüßt. Jim spritzt und wischt. Zweimal. Einmal. Für die Arbeit mag das angehen, eine Art magisches Notpflaster, bis er zum Wohnwagen zurückkehren und die Rituale richtig ausführen kann, den vollen Zyklus von einundzwanzig Durchgängen.

Eine schmale Hand zupft ihn am Ärmel. »Sie haben meinen Tisch ausgelassen«, sagt eine Frauenstimme. Sie gehört der Frau, die Mr Meade gerade bedient hat. Jim zuckt vor ihren Fingern zurück, als hätte sie ihn verbrannt. Er kann ihr nicht einmal in die Augen sehen.

In Besley Hill sind die stationären Patienten in Zweierreihen spazieren gegangen. Sie haben einander niemals berührt. Wenn die Schwestern ihnen beim Anziehen halfen, taten sie es sehr behutsam, um niemanden in Panik zu bringen.

»Sehen Sie das?« Die Frau fragt, als wäre er geistig minderbemittelt. Sie deutet auf den Tisch in der Mitte des Cafés, genau zwischen dem Fenster und der Ausgabetheke. Sie hat ihren neuen Mantel über die Stuhllehne gehängt und ihren Kaffee auf den Tisch gestellt, neben die Würzsaucen und Zuckertütchen. Er folgt ihr, und sie hebt die Tasse, damit er darunter saubermachen kann. Wenn sie nur nicht so dicht bei ihm stehen würde. Jim zittern die Hände. Sie seufzt ungeduldig.

»Offen gesagt bin ich schockiert über die Zustände hier«, sagt sie. »Jetzt haben sie so viel Geld in die Renovierung gesteckt, aber es sieht immer noch aus wie im Schweinestall. Kein Wunder kommt keiner her.«

Jim spritzt. Zweimal. Einmal. Er wischt. Zweimal. Einmal. Um sich zu entspannen, leert er seinen Kopf von allen Gedanken, wie es ihm die Schwestern immer gesagt haben. Er denkt an weißes Licht, in dem er schwebt, bis ihn eine weitere Störung unsanft in die Gegenwart zurückholt. »Verdammte Stufen. Mann, Mann, Mann. Scheißtreppe.«

Er kann nicht weiterputzen. Verstohlen wirft er einen Blick auf die Frau, die sich so unfreundlich beschwert hat, aber der hat es vor Fassungslosigkeit die Sprache verschlagen, wie auch den beiden Männern, die vorhin einen tiefgefrorenen

Eindruck machten. Alle starren zu dem Weihnachtsbaum oben auf der Treppe.

»Leck mich am Arsch!«, sagt er.

Jim fragt sich, ob Mr Meade weiß, dass der Baum nicht nur blinkt, sondern auch spricht und flucht, als das Gesicht von Eileen, der neuen Köchin, auf der Treppe erscheint. Sie zieht sich die letzten Stufen hinauf, als müsse sie einen nackten Felsgipfel erklimmen.

»Verdammte Scheiße«, sagt sie.

Der Baum blinkt ungerührt. Blink, blink, blink.

Eileen darf die Kundentreppe gar nicht benutzen. Sie muss die Personaltreppe benutzen. Allein das macht Jim schon Angst. Und sie hat seine Rituale unterbrochen. Jetzt muss er noch mal spritzen. Noch mal wischen ...

»Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit«, drängelt die Kundin. »Können Sie jetzt bitte mal zum Ende kommen?«

Er versucht, Eileen zu ignorieren, aber sie walzt heran wie eine Schlechtwetterfront, da kann er schwer tun, als gäbe es sie nicht. Manchmal hört er sie mit den beiden jungen Mädchen in der Küche lachen, und dieses Lachen hat etwas so Anarchisches, etwas so geballt Fröhliches und Direktes, dass er sich die Ohren zuhalten und warten muss, bis es verklungen ist. Eileen ist eine große, stämmige Frau mit einer störrischen, tizianroten Mähne, die ein paar Schattierungen dunkler ist als die Teamhüte und einem blutleer weißen Mittelscheitel entspringt. Sie trägt einen stechpalmengrünen Mantel, der im Bemühen, ihre Fülle zu umhüllen, an den Nähten Falten wirft.

»Meine Güte!« Die Kundin schreit nun fast. »Ich bitte Sie doch nur, meinen Tisch abzuwischen. Wo ist das Problem? Wo ist der Geschäftsführer?«

Eileen runzelt die Stirn, als hätte sie mitgehört. Dann setzt

sie sich in Marsch Richtung Küche. Jim und die Frau liegen direkt auf ihrer Marschroute. Er fängt von vorne an. Er spritzt und wischt. Macht sich leer von Gedanken ...

»Ein bisschen dalli, ja!«, wiederholt die unfreundliche Frau.

Eileen ist trotz ihrer Körpermassen erstaunlich wendig; die unfreundliche Frau steht ihr mitten im Weg. Warum weicht sie nicht zur Seite? Warum nimmt Eileen keine andere Route? Wenn sie in diesem Tempo weitermarschiert, wird sie die unfreundliche Frau niedertrampeln. Jim atmet schneller. Ihm dröhnt der Kopf. Wenn die Frau nicht von der Stelle weicht, wenn er die Sache nicht geregelt bekommt, dann wird etwas Schlimmes passieren.

Links, rechts, links, rechts. Links, rechts. Jim reißt beim Wischen den Arm so schnell von einer Seite zur anderen, dass die Muskeln brennen. Seine Finger kribbeln.

Eileen ist schon fast an seinem Tisch. »T-tisch«, flüstert er kaum hörbar, weil das Wischen allein offensichtlich nicht funktioniert. Deshalb muss er auch die Worte zu Hilfe nehmen. »Hallo, T-«

»Was brabbeln Sie da?«, knurrt die unfreundliche Frau und tritt näher an ihn heran, um ihn zu hören. Und Eileen rumpelt vorbei wie durch ein geöffnetes Schleusentor. Die Krise ist vorüber.

Ob Eileen den Stuhl zufällig oder absichtlich anstößt, ist unklar, jedenfalls gerät er ins Wackeln, und der Mantel der Frau rutscht auf den Boden, eine seidige Pfütze. »Scheiße!«, sagt Eileen. Sie denkt nicht daran, stehen zu bleiben.

Da ist sie, die Katastrophe. Die Krise ist keineswegs vorüber.

»Entschuldigung«, sagt die unfreundliche Frau, allerdings so schrill, dass das Wort klingt wie sein Gegenteil. »Entschuldigen Sie, wollen Sie meinen Mantel nicht aufheben?«

Eileen lässt sich nicht aufhalten. Sie marschiert weiter auf die Küche zu.

»Heben Sie meinen Mantel auf!«, fordert die Frau.

»Heben Sie ihn doch selber auf«, sagt Eileen über die Schulter.

Jims Herz galoppiert. Der Mantel liegt zu seinen Füßen. »Das lasse ich mir nicht bieten«, stößt die Frau hervor. »Ich werde den Geschäftsführer rufen. Ich werde mich über Sie beschweren.«

»Bitte schön«, sagt Eileen. Und dann – oh nein – bleibt sie stehen. Dreht sich um. Eileen mustert die unfreundliche Frau, und die unfreundliche Frau mustert Eileen, und Jim steht in der Mitte dazwischen und spritzt und wischt und flüstert *Hallo, Salzstreuer, Hallo, Canderel-Süßstoff*, damit alles wieder gut wird. Wenn der Mantel sich nur selbst auf den Stuhl zurückzaubern würde. Er schließt die Augen und tastet in seiner Tasche nach dem Schlüsselring. Er denkt an Isolierband und Gedankenleere, aber nichts funktioniert. Der Frau wird Schlimmes passieren. Eileen wird Schlimmes passieren. Den Supermarktkunden und Mr Meade und den Mädchen in der Küche wird Schlimmes passieren, und alles ist Jims Schuld.

Er bückt sich nach dem Mantel. Der ist wie Wasser in seinen Fingern. Jim legt ihn über den Stuhlrücken, aber seine Hände zittern so heftig, dass der Mantel wieder abrutscht und Jim sich noch einmal bücken muss, um ihn noch einmal aufzuheben und noch einmal hinzuhängen. Er spürt, wie die beiden Frauen ihn beobachten, Eileen und die Kundin mit der metallischen Stimme. Ihm ist, als würde er gehäutet. Er fühlt sich mehr wie die beiden Frauen als wie er selbst. Dann setzt sich die unfreundliche Frau hin. Sie schlägt die Beine übereinander, aber Danke sagt sie nicht.

Vor der Küche macht Eileen Halt. Sie dreht sich zu Jim um

und lächelt breit, dass ihr ganzes Gesicht aufleuchtet. Dann schubst sie die Tür auf und verschwindet. Jim ist so aufgewühlt, dass er an die frische Luft müsste, aber das darf er nicht. Er muss den nächsten Tisch abwischen, und diesmal muss er alles richtig machen.

»Warum müssen Sie denn diese Rituale ausführen?«, hatte ihn einmal eine Psychiatrieschwester gefragt. »Was wird Ihrer Meinung nach passieren, wenn Sie es nicht tun?« Sie sah nett aus, kam frisch aus der Ausbildung. Sie meinte, er male alles zu schwarz und müsse seinen Ängsten offen entgegentreten. »Dann sehen Sie sie so, wie sie wirklich sind. Und erkennen, dass Rituale nichts verändern.« Sie redete von seinen Ängsten, als wären sie Möbelstücke, die er in ein anderes Zimmer räumen und vergessen könnte, redete so liebenswürdig, dass er sich wünschte, sie hätte recht. Sie erhielt von den Ärzten die Erlaubnis, mit Jim zum Bahnhof zu gehen, wo die Leute kamen und gingen, wie sie wollten, wo es keine Möglichkeit gab, verborgene Ecken und sichere Eingänge und Ausgänge auszukundschaften. »Das ist alles nur in Ihrem Kopf, sehen Sie«, sagte sie, als sie aus dem Bus stiegen und den Bahnhofsvorplatz überquerten.

Aber sie hatte sich getäuscht. Es gab so viele Menschen, so viel Chaos – vorbeirasende Züge, überfüllte Bahnsteige, Tauben, denen ein Füßchen fehlte, kaputte Fensterscheiben, höhlenartige Belüftungsschächte –, und er lernte an diesem Vormittag, dass das Leben sogar noch gefährlicher war als gedacht. Er hatte sich bisher höchstens nicht genug Sorgen gemacht, wie alle anderen auch. Er hatte die Katastrophen nicht schwarz genug gemalt. Er musste etwas tun. Sofort. Er rannte zur Toilette, um in Ruhe seine Rituale durchzuführen, und hätte dabei fast einen riesigen Teebereiter im Bahnhofsvorplatz überquert.

café gerammt – und den Pendlern, von denen der Raum voll war, schlimme Verbrühungen zugefügt. Da wuchs ihm alles über den Kopf. Jim löste den Bahnhofsalarm aus. Eine Stunde später, nachdem zahllose Feuerwehrautos angerückt waren und es bei sämtlichen Zügen in den Südwesten zu Verspätungen gekommen war, fand man ihn zu einer Kugel zusammengerollt unter einer Bank liegen. Er sollte die Psychiatrieschwester mit dem frischen Gesicht nie wiedersehen. Sie verlor ihre Stelle – noch etwas, woran er schuld war.

Als Jim später eine neue Rolle blaue Papierhandtücher für die Toiletten holt, hört er Eileen wieder. Sie ist jetzt in der Küche, beim Vorratsschrank, und spricht mit den beiden jungen Frauen, die für die Ausgabe des warmen Essens verantwortlich sind.

»Was ist mit Jim eigentlich los?«, hört er sie fragen. Es empört ihn, seinen Namen aus ihrem Mund zu hören. Damit unterstellt sie zwischen ihnen eine Verbindung, die überhaupt nicht da ist.

Er steht ganz still und hält die Rolle mit den blauen Papierhandtüchern gegen den Bauch geklemmt. Eigentlich will er nicht lauschen. Er will überhaupt nicht hier sein; deshalb erscheint es ihm als die beste Alternative, so zu tun, als wäre er gar nicht da.

»Er wohnt in einem Wohnmobil«, sagt eines der Mädchen. »Drüben in der neuen Siedlung.«

»Er hat kein Haus oder so«, sagt ihre Freundin. »Er steht einfach dort.«

»Er ist ein bisschen ...«

»Ein bisschen *was?*«, fragt Eileen ungeduldig. Was auch immer mit Jim los ist, niemand scheint bereit, es auszusprechen.

»Na, du weißt schon«, sagt das erste Mädchen.

»Zurückgeblieben«, sagt das andere.

»Jim hat Proleten«, verbessert sich das erste Mädchen. Und dann merkt Jim, dass er sich verhöhrt hat. Probleme ist das Wort, das sie benutzt hat. »Er hat die meiste Zeit seines Lebens in Besley Hill verbracht. Als das Heim geschlossen wurde, konnte er nirgendwo mehr hin. Er kann einem nur leid tun. Er tut ja keinem was.« Jim hat keine Ahnung gehabt, dass sie das alles über ihn weiß.

Das zweite Mädchen sagt: »Er gärtner gern. Pflanzte Zwiebeln und Samen und so. Er kauft sie als Sonderangebot im Supermarkt. Manchmal holt er auch Dünger und solches Zeug. Das stinkt dann wie die Hölle.«

Eileen gibt ein paar so abgehackte, so mächtige Laute von sich, dass er einen Augenblick braucht, bis er sie erkennt. Es ist ihr Lachen. Aber es klingt nicht unfreundlich, fällt ihm auf. Es ist, als lache sie nicht *über* Jim, sondern *mit* ihm, was komisch ist, weil er gar nicht lacht. Er lehnt an der Wand, gegen eine blaue Handtuchrolle gepresst, und sein Herz schlägt wie kurz vor dem Explodieren.

»Was ist denn das für ein Scheiß«, sagt Eileen. »Wie zum Teufel soll dieser beschissene Hut denn halten?«

»Wir benutzen Haarnadeln«, sagt das erste Mädchen. »Die musst du durch den Rand bohren.«

»Ach, scheiß drauf. Das Scheißding setz ich nicht auf.«

»Musst du aber. Das ist Vorschrift. Und die Netzhaube. Die musst du auch aufsetzen.«

Was dann passiert, bekommt Jim nicht mehr mit. Die Tür fällt ins Schloss, und die Stimmen sind mit einem Schlag nicht mehr zu hören, dringen nur noch als dumpfes Gemurmel zu ihm durch, ähnlich wie der Rest der Welt verschwindet, wenn Jim etwas anpflanzt. Er wartet noch ein bisschen, und als er

sich sicher fühlt, bringt er die Rolle mit dem blauen Krepppapier in die Toiletten und desinfiziert die Waschbecken und Wasserhähne. Den Rest des Vormittags wischt Jim Tische ab und trägt Tablets zu den jungen Mädchen in der Küche, die ihn als zurückgeblieben beschrieben haben. Die Gäste kommen und gehen – viele sind es nicht. Die Schneewolke hinter dem Fenster ist so schwer, dass sie sich kaum vom Fleck rühren kann.

Jim hat sein Erwachsenenleben immer wieder in Betreuung verbracht. Die Jahre sind vergangen, an manche kann er sich nicht mehr erinnern. Nach einer Behandlung verlor er manchmal ganze Tage; die Zeit wurde zu einer Reihe leerer Räume, die keine Verbindung miteinander hatten. Manchmal musste er die Schwestern fragen, was er heute gegessen hatte und ob er schon spazieren war. Wenn er über Gedächtnisverlust klagte, erklärten die Ärzte dies mit seiner Depression. In Wahrheit fand er das Leben einfach leichter, wenn er vergessen konnte.

Trotzdem war der endgültige Abschied von Besley Hill schrecklich. Es war furchtbar mit anzusehen, wie die anderen Bewohner mit ihren Koffern und Mänteln das Haus verließen, wie sie in Minibussen und Autos von Verwandten davongefahren wurden. Manche weinten. Ein Patient versuchte sogar, über die Heide davonzulaufen. Sie wollten nicht zu Verwandten, von denen sie so lange im Stich gelassen worden waren. Sie wollten nicht in Wohnheime oder ins betreute Wohnen. Nach dem Abschlussgutachten machte eine Sozialarbeiterin für Jim den Job im Supermarkt ausfindig. Sie war mit Mr Meade gut bekannt, sie spielten beide in derselben Laientheatergruppe. Sie wies darauf hin, dass Jim schließlich in seinem Van wohnen könne. Und wenn er wolle, könne er sich eines Tages ein Handy zulegen. Er könne neue Freund-

schaften schließen. Er könne den neuen Freunden SMS schreiben und sich mit ihnen treffen.

»Aber ich habe Angst«, sagte er. »Ich bin nicht wie normale Leute. Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

Die Sozialarbeiterin lächelte. Sie fasste ihn nicht an, sondern legte ihre Hände neben die seinen auf die Tischplatte. »Niemand weiß, wie man normal ist, Jim. Wir versuchen nur alle unser Bestes. Manchmal brauchen wir nicht nachzudenken, dann wieder ist es, als rennen wir einem Bus hinterher, der schon halb die Straße runter ist. Aber es ist nicht zu spät für dich. Du bist erst in den Fünfzigern. Du kannst noch einmal anfangen.«

Als Jim das nächste Mal an Eileen vorbeigeht, wendet er den Blick ab und macht einen großen Bogen um sie. Aber sie bleibt stehen und fragt: »Na, Jim? Wie geht's?« Sie ist gerade auf dem Weg zu einem Gast, dem sie ein getoastetes Sandwich bringen will.

Ihre Frage ist offen und simpel. Trotzdem kann er nicht antworten. Er schaut zu seinen Schuhen hinunter. Sie sind lang und schmal. Seine Hose reicht nicht ganz bis zu den Knöcheln. In der Pubertät nahm sich sein Körper eher den Himmel zum Ziel als die Anzüge und Stühle, die andere Körper ausfüllen wollen. Er kauft seine Stiefel und Sportschuhe immer noch eine Nummer zu groß, weil er Angst hat, dass ihn sein Körper wieder überrumpelt und über Nacht noch einmal ein paar Zentimeter zulegt.

Jim starrt weiter demonstrativ auf seine Füße, als wären sie ein ungemein spannender Anblick. Er fragt sich, wie lange er das durchhalten wird und ob Eileen bald weitergeht.

»Lass dich von mir nicht stören«, sagt sie.

Sogar ohne hinzuschauen, sieht er sie dastehen, eine Hand

in die Hüfte gestemmt, die Füße breit auf dem Boden. Das Schweigen ist unerträglich.

»Bis dann«, sagt sie schließlich.

Sie will schon gehen, als Jim den Kopf hebt. Ihr in die Augen zu blicken, ist ihm zu viel, aber sie soll wissen ... ja, was denn? Er versucht zu lächeln. Eileen hält den Teller in der Hand, auf dem das Sandwich mit dem Belag »nach Jahreszeit« und der Garnitur angerichtet ist; Jim hält sein Desinfektionsspray. Sein Lächeln fällt nicht sehr breit aus. Es ist eher eine kleinere gymnastische Betätigung seiner Gesichtsmuskeln. Er möchte nur, dass sie versteht – was genau sie verstehen soll, ist allerdings schwer zu sagen. Sein Lächeln ist ein bisschen wie das Schwenken einer weißen Fahne. Oder wie ein Licht im Dunkeln. Als wolle er sagen: Hier bin ich, da bist du. Weiter nichts.

Eileen lächelt zurück.